

Victoria Popovici / Wolfgang Dahmen / Johannes Kramer
(Hrsg.)

Gelebte Multikulturalität

Czernowitz und die Bukowina



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Einleitung

In den 80er und dann – beschleunigt noch durch die deutsche Wiedervereinigung – sehr intensiv in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ist die traditionelle Fachstruktur der deutschen Romanistik in starkem Maße hinterfragt und dann auch verändert worden. War es früher eine Selbstverständlichkeit, dass Studierende einer romanischen Sprache auch noch andere romanische Idiome lernten und sich in die entsprechenden Philologien einarbeiteten, so ging nunmehr der Trend zum Spezialisten für eine einzige romanische Sprache. Parallel dazu etablierten sich neben dem *Deutschen Romanisten Verband* (DRV) entsprechende Einzelfachverbände, die mittlerweile wieder in einer „Arbeitsgemeinschaft“ zusammenarbeiten und alte – neue Parallelen entdecken. Auch gibt es nun Universitäten, die im Rahmen der Umstrukturierung der Studiengänge nach dem Bologna-Modell inzwischen wieder eine vergleichende Romanistik anbieten. Tatsache aber ist, dass der gerade kurz aufgezeigte Prozess gerade für diejenigen, die sich mit den so genannten „kleinen“ romanischen Sprachen beschäftigen, die Möglichkeit einer sehr viel stärkeren Zusammenarbeit bietet als dies unter dem großen gesamtromanistischen Dach möglich wäre.

Der unter diesen Prämissen im Jahre 1994 gegründete *Balkanromanistenverband* (BRV) als Zusammenschluss der an den romanischen Idiomen Südosteuropas (also vor allem Rumänisch einschließlich seiner süddanubischen Varietäten, Dalmatisch, Judenspanisch, Italienisch an der dalmatinischen Küste) Interessierten veranstaltet regelmäßig alle zwei Jahre einen „Balkanromanistentag“, der sich mit wechselnden Themen beschäftigt. Bei der entsprechenden Tagung an der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Jahre 2006 stand die Bukowina im Mittelpunkt, speziell die Multikulturalität und Multiethnizität dieser Region und besonders seiner Metropole Czernowitz, deren historische Bedeutung inzwischen einerseits zwar auch in der mitteleuropäischen kulturinteressierten Öffentlichkeit weitgehend wahrgenommen wird, über deren aktuelle Situation andererseits doch nur wenig bekannt ist (welchem Hispanisten, Galloromanisten oder Italianisten ist etwa bewusst, dass der östliche Rand der europäischen Romania nicht in Rumänien, sondern in der Ukraine oder sogar in Russland liegt?).

Ein großer Teil der bei dieser Tagung gehaltenen Vorträge ist im vorliegenden Band zusammengestellt worden. Er ist untergliedert in vier Abschnitte, die sich zunächst mit der geschichtlichen Entwicklung dieses Raumes, die zur heutigen Situation geführt hat, beschäftigen, dann die ganz besondere Bedeutung der 1875 gegründeten Universität beleuchten, sowie abschließend Phänomene der Literatur- und Sprachwissenschaft aufgreifen.

Der Ausgangspunkt der meisten Betrachtungen der Bukowina ist naturgemäß die Abtretung dieses Gebietes an die Habsburgermonarchie im Jahre 1775. Damit verbunden ist das kulturelle Aufblühen dieser Region und vor allem auch

seiner Hauptstadt Czernowitz. Mit der Person des damaligen Fürsten der Moldau, Grigore III. Ghica, beschäftigt sich **Peter Mario Kreuter** in seinem Beitrag. Er zeigt die Persönlichkeit eines typischen Phanariotenherrschers der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In vielerlei Hinsicht dem Gedankengut der Aufklärung verpflichtet, versucht er zaghaft, Reformen durchzusetzen, wodurch er sich im Innern nicht nur Freunde macht. Außenpolitisch – das wird in diesem Aufsatz sehr deutlich – sind ihm weitgehend die Hände gebunden: Seine Sympathien und Hoffnungen richten sich auf Russland, das ihm auch eine Zeitlang eine Art Asyl verschafft. Als dann aber Österreich und das Osmanische Reich sich darauf verständigen, dass die Bukowina an Habsburg abgetreten werden soll, ist weder Russland noch eine andere europäische Großmacht bereit, dem moldauischen Fürsten Hilfe zu leisten. Dies schwächt nun auch noch seine Position im eigenen Land, so dass ihm dort die Bojaren mehr und mehr die Gefolgschaft verweigern. Das Ende ist tragisch: Grigore III. Ghica wird als eine Person, die sich seinem Land verpflichtet fühlt und damit den Interessen der Großmächte im Wege steht, im Oktober 1777 in Iași im dortigen Beylik ermordet, sein Kopf wird nach Konstantinopel geschickt und in der Hauptstadt des Osmanischen Reiches wie eine Jagdtrophäe ausgestellt.

Die Presselandschaft der Bukowina in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die dadurch charakterisiert ist, dass es zwar mehrere Zeitungen gab, von denen die meisten aber nur eine kurze Lebensdauer hatten, wird von **Ștefănița Ungureanu** beleuchtet. Nur wenige Jahre erschien auch die deutschsprachige Zeitung *Bukowina*, die von 1862 bis 1868 publiziert wurde und der das Augenmerk der Verfasserin gilt. Herausgegeben von einer schillernden Persönlichkeit (Ernst Rudolf Neubauer, der hier am Rande der Habsburgermonarchie im Exil lebte) vereinte diese Zeitung in ihren Ausgaben verschiedene Einzelteile: Es gab einen amtlichen Teil, in dem offizielle Mitteilungen von Behörden, Ämtern u.ä. vereint wurden, sowie einen nicht amtlichen mit Nachrichten aus aller Welt, aus dem Habsburgerreich, den Donaufürstentümern und natürlich aus der Bukowina und der Stadt Czernowitz selbst (daneben noch Beilagen u.ä.). In dem hier publizierten Aufsatz wird versucht, das Bild der Stadt Czernowitz nachzuzeichnen, so wie es sich in der *Bukowina* präsentiert. Dabei zeigen sich viele Details aus dem täglichen Leben, die Rückschlüsse auf soziale Probleme, aber auch auf Fortschritte etwa in der Stadtarchitektur, auf kulturelle Höhepunkte wie Filmpremieren, interessante Theater- und Opernaufführungen, bedeutende Konzerte sowie ein beeindruckendes literarisches Leben (hierzu auch der Beitrag von Ion Lihaciu über die literarischen Anthologien in diesem Band) zulassen, so dass der Leser ein gutes Bild vom Leben in der Hauptstadt der Bukowina in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts bekommt.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der damit verbundenen Auflösung des Habsburgerreiches ging eine Epoche der weitgehend friedlichen Koexistenz der verschiedenen Ethnien in der Bukowina zu Ende. Für alle diese Gruppen

stellte sich im frisch konstituierten Großrumänien die Aufgabe, ihre Position in der neuen Situation zu finden. Besonders problematisch war dies für die Deutschen, die vor der Herausforderung standen, ihre Stellung angesichts der „Degradierung“ von der einst führenden Nation der Donaumonarchie zu einer der zahlreichen ethnischen Minderheiten Großrumäniens zu finden. **Sergij Osatschuk** beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit einigen wichtigen Aspekten dieses Problems, die darum kreisen, wie die Deutschen versuchten, dem Rumänisierungsdruck der offiziellen Stellen zu begegnen. Er behandelt u.a. die Schul- und Hochschulpolitik, die Organisation in Vereinen und Parteien sowie die Presselandschaft. Von besonderer Bedeutung war natürlich die Rolle der Kirche, und auch das 1923 in Czernowitz eröffnete Deutsche Konsulat hatte eine wichtige Funktion. Berücksichtigt werden in dem Beitrag auch die sozialen Veränderungen in der deutschen Bevölkerungsgruppe, nicht zuletzt der deutlich zutage tretende Generationenkonflikt. Deutlich gemacht werden zudem die politischen, aber auch ökonomischen Gründe dafür, dass mit fortschreitender Zeit sich die Deutschen der Bukowina immer mehr am nationalsozialistischen Deutschland orientieren.

Einem größeren Publikum in Deutschland, Westeuropa, Israel und den USA sind Czernowitz und seine jüngere Vergangenheit bekannt geworden durch zwei Filme des bekannten Regisseurs Volker Koepp („Herr Zwilling und Frau Zuckermann“, 1999, sowie „Dieses Jahr in Czernowitz“, 2004). **Tetyana Kloubert** analysiert diese beiden von ihr als Dokumentarfilme charakterisierten Streifen unter dem Gesichtspunkt, welche Bilder der Stadt in und mit ihnen vermittelt werden. Dabei werden sechs Ebenen unterschieden (Vergangenheit, Multikulturalität, Holocaust, verlorene Heimat, die Stadt als imaginärer Ort und die Stadt als Kulisse). Die Verfasserin kann deutlich machen, warum die beiden Filme das Interesse der Zuschauer für die Stadt, ihre Geschichte und ihre besonderen Probleme wecken können und warum sie auch zu einer weitergehenden Beschäftigung mit der besonderen Thematik von Czernowitz einladen. Besonders interessant für die Einschätzung der Wirkung ist auch die Tatsache, dass die Filme in vielen Ländern eine große (und positive) Rezeption fanden, in Czernowitz und in der Ukraine selbst aber nur in sehr geringem Maße wahrgenommen wurden.

Von ganz besonderer Bedeutung für das geistige Leben der Stadt Czernowitz war die „Franz-Joseph-Universität“, die im Jahre 1875, also genau 100 Jahre nach der Angliederung der Bukowina an das Habsburgerreich, gegründet wurde. Ihr sind drei Aufsätze gewidmet. Zunächst zeichnet **Hugo Weczerka** die Geschichte der Hochschule zur Habsburgerzeit (mit einem Ausblick auf die darauf folgenden Jahre) nach. Eine ihrer Besonderheiten war die Tatsache, dass entgegen den sonstigen Usancen in der k.u.k.-Monarchie nicht die dort verbreitete Sprache die Unterrichtssprache wurde, sondern das Deutsche (mit Ausnahmen

in der Theologischen Fakultät). Nach einem Überblick über die Hindernisse, die auszuräumen waren, bevor die Universitätsgründung erfolgen konnte, werden das Sprachenproblem, die Rolle der drei Fakultäten (Theologische, Philosophische und Juristische Fakultät) sowie die Zusammensetzung von Professoren und Studenten behandelt. Es zeigt sich, dass sich zwar manche bei der Gründung geäußerte hoffnungsvolle Erwartung nicht erfüllte – viele Professoren verließen bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Hochschule in der fernen Bukowina wieder und auch die Studentenzahlen erreichten nicht die avisierten Werte. Trotzdem muss man die Bedeutung der Universität für das kulturelle Leben der Region als hoch einschätzen. Mit der Angliederung der Bukowina an Großrumänien nach dem Ersten Weltkrieg war die Epoche der deutschsprachigen Universität Czernowitz dann allerdings rasch beendet, es kam zu einem sehr weitgehenden Austausch der Professorenschaft.

Eine der drei Fakultäten war die Philosophische, zu deren Fächerspektrum auch die Philologien der drei in der Bukowina zusammenstoßenden großen europäischen Sprachgruppen (germanische, romanische und slavische) gehörten. Während aber die beiden anderen Disziplinen nur mit einem Lehrstuhl vertreten waren, genoss die Romanistik das Privileg nicht nur einen Fachvertreter für Romanische Sprachen und Literaturen (insgesamt) zu haben, sondern auch noch – der besonderen Situation der Bukowina und von Czernowitz geschuldet – einen speziell für das Rumänische, eine – wie **Johannes Kramer** in seinem Beitrag deutlich herausstellt – für die damalige Zeit einzigartige Situation, da es ansonsten immer nur eine Professur (und diese natürlich für Sprach- und Literaturwissenschaft gemeinsam) gab. Dass dabei Czernowitz nicht das Interesse von Fachvertretern wecken konnte, die schon an anderen Universitäten fest etabliert waren, ist ein Faktum, dass zu den auch von Hugo Weczerka in seinem Aufsatz gemachten Feststellungen passt. Berufen wurden aber Romanisten (Alexander Budinszky, Theodor Gartner, Matthias Friedwagner, Eugen Herzog auf den romanistischen, Ion G. Sbiera und Sextil Pușcariu auf den rumänistischen Lehrstuhl), für die es die erste, aber – zumindest bei einigen – auch nicht die letzte Professorenstelle war und deren Namen in ihrem jeweiligen Fachgebiet auch heute noch einen guten Klang haben. Interessant ist auch die ganz unterschiedliche Bereitschaft der auf den romanistischen Lehrstuhl Berufenen, sich in das Rumänische (und zwar beim Erwerb sowohl sprachpraktischer wie auch philologischer Fähigkeiten) einzuarbeiten, so dass sich den Lehrstuhlinhabern nunmehr auch neue Forschungsfelder eröffneten.

Am nachhaltigsten durch die Berufung nach Czernowitz in seiner wissenschaftlichen Ausrichtung beeinflusst wurde unter den Inhabern der (gesamt-)romanistischen Professur wohl Matthias Friedwagner, dessen Wirken **Elena Pascaniuc** eingehend untersucht. Friedwagner nahm nicht nur regen Anteil am inner- wie auch außeruniversitären Leben in Czernowitz, er erlernte auch rasch das Rumänische und wurde einer der bedeutendsten Kenner der rumänischen

Volksdichtung (was sichtbaren Ausdruck in seiner Anthologie rumänischer Volkslieder aus der Bukowina fand). Als früher Förderer des jungen Sextil Pușcariu, dessen Berufung auf den rumänistischen Lehrstuhl in der Nachfolge Sbieras er betrieb, hat er zudem auf die Entwicklung der rumänischen Wissenschaftslandschaft einen nicht unerheblichen Einfluss gehabt. Auch nach seinem Wechsel an die Universität Frankfurt/M. hat er sich unermüdlich für die Förderung des Rumänischen – etwa durch die Errichtung eines rumänischen Lektorats und den Auf- und Ausbau einer rumänistischen Bibliothek – eingesetzt und auch in seinen Lehrveranstaltungen weiterhin das Rumänische berücksichtigt. So wurden Friedwagner in Rumänien zahlreiche Ehrungen zuteil, und er wurde – sicherlich nicht zuletzt auch auf Grund der Tatsache, dass er schon frühzeitig große Sympathien für eine Vereinigung der Bukowina mit Rumänien äußerte – dort auch als „wahrer Freund“ geschätzt – die Unterschiede zum fast gleichaltrigen Gustav Weigand in der Wahrnehmung in Rumänien sind offensichtlich.

Die Tatsache, dass die Bukowina ein multiethnisches und multikulturelles Gebiet *par excellence* ist, spiegelt sich auch in Parallelen in den verschiedenen Volksmythologien und Volksdichtungen wieder. Einer besonders populären Figur des rumänischen Volksglaubens, der Baba Dokia (Dochia), deren Ursprung von vielen in der dakischen Götterwelt sowie im ältesten Brauchtum der Karpaten gesucht wird, geht **Claus Stephani** in seinem Beitrag nach. Er untersucht dabei die Bearbeitung dieser Figur in Märchen und Sagen bei Deutschen (Zipsern), Juden und Huzulen dieses Gebietes, zeigt verschiedene Formen auf und präsentiert dabei auch als Beispiel den Text einer jüdischen Erzählung, in der märchen- und sagenhafte Elemente mit autobiographischen Erinnerungen der Erzählerin zu einer Geschichte vermischt werden. Stephani kommt so zu dem Schluss, dass die Baba Dokia in der südlichen Bukowina ein „Wandermotiv“ geworden ist, das bei den unterschiedlichen Ethnien in unterschiedlicher Weise auftaucht, so dass jede Gruppe zwar letztlich ihre eigene Dokia hat, dass diese Figur aber auch als „Symbol [...] gemeinsamer Erzählformen und narrativer Interferenzen“ der verschiedenen Volksgruppen dieser wahrlich multikulturellen Region gelten kann.

Ion Lihaciu untersucht in seinem Beitrag eine Publikationsform, die sich innerhalb einer kurzen Zeitspanne von der Mitte der 60er bis zur Mitte der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts in den deutschsprachigen Kreisen der Bukowina einer großen Beliebtheit erfreute, nämlich die literarischen Anthologien. Konkret handelt es sich um vier umfangreichere Sammlungen, in denen fast ausnahmslos Lyrik zusammengetragen ist. Der Autor fragt u.a. nach den Gründen, warum gerade in dieser Zeit die Erstellung solcher Anthologien so beliebt ist, warum diese Form dann aber schon nach relativ kurzer Zeit wieder eingestellt wird, wer die Herausgeber sind, welche Autoren Berücksichtigung finden (vor allem wie hoch der Anteil von Schriftstellern aus der Bukowina war). Untersucht wird fer-

ner, in wie vielen dieser Anthologien die einheimischen Autoren vertreten waren, was als Gradmesser für die jeweilige Popularität der verschiedenen Schriftsteller gewertet wird. Außerdem wird die Bedeutung von Dichtungen, die auf Stoffen aus rumänischen, huzulischen oder ukrainischen Volkssagen beruhen, sowie von Übersetzungen aus den anderen Sprachen der Bukowina thematisiert. Eine besondere Stellung nimmt dabei die chronologisch letzte dieser Anthologien ein, die 1875 anlässlich der Gründung der Czernowitzer Universität von Moritz Amster und Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz herausgegeben wurde und in der der Anteil von nicht aus der Bukowina stammenden österreichischen Autoren besonders hoch ist (dafür finden sich Autoren wie etwa Franz Grillparzer).

Nicht wenige Autoren der multilingualen Region der Bukowina waren auch als Übersetzer und damit Vermittler für andere Sprachen und Kulturen tätig. Zu dieser Gruppe gehört ein Mann wie Alfred Margul-Sperber, der aus einer jüdischen Familie stammend der drohenden Deportation entkommen konnte und dann nach dem Zweiten Weltkrieg bis zu seinem Tode im Jahre 1967 in Bukarest lebte. Ihm sind sehr gelungene Übersetzungen etwa der beliebtesten rumänischen Volksdichtungen der *Miorița* und des *Meșter Manole* zu verdanken, hinter denen das eigene literarische, vor allem lyrische Werk Margul-Sperbers vergessen zu werden droht. Mit dem eigenen literarischen Schaffen Margul-Sperbers in den 50er Jahren, das seinen Niederschlag in vier Lyrikbänden findet, beschäftigt sich **Anke Pfeifer**. Sie verortet Margul-Sperber dabei in der kulturpolitischen Szene Rumäniens kurz nach der Errichtung der kommunistischen Herrschaft. Die von ihr an anderer Stelle für die rumänischen Literaten dieser Zeit ausgemachten möglichen Strategien von Verweigerung, Annahme, Anpassung und Überwindung findet sie auch bei der genaueren Analyse der Lyrik Margul-Sperbers wieder, wobei sie ein besonderes Augenmerk auf die Parallelen zum bedeutenden rumänischen Lyriker Tudor Arghezi hat, den Margul-Sperber übersetzt bzw. nachgedichtet hat.

Der bekannteste deutschsprachige und deutschschreibende Autor aus Czernowitz ist sicherlich Paul Celan, dessen Lyrik inzwischen zum Kanon der bedeutendsten deutschen Literaturwerke der 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts gehören. **Klaus Manger** evoziert in seinem Aufsatz zunächst das besondere Spannungsverhältnis zwischen Autor und Sprache, wobei man sich die besondere Situation der jüdischen Literaten der Bukowina während des Zweiten Weltkrieges vor Augen halten muss: Traditionell sprachen und schrieben sie deutsch, eine Sprache, die nunmehr das Idiom von Besatzern und Mördern war (Celans Eltern kamen in einem Konzentrationslager ums Leben). Im Mittelpunkt steht dann eine sehr eingehende Analyse, Kommentierung und Interpretation des Celanschen Gedichtes *Schuttkahn* aus dem 1959 erschienenen Band *Sprachgitter*. Beginnend mit einer sehr gründlichen formalen Analyse (das Gedicht, das sich genau in der Mitte des Bandes befindet, besteht aus Titel und zwei Vierzei-

lern, die durch eine Punktlinie voneinander getrennt sind) und fortgeführt mit zahlreichen Kommentaren zu einzelnen Wörtern (u.a. Semantik, Wortgeschichte), Wendungen, möglichen Assoziationen, Parallelen etwa zu Rimbauds *Bateau Ivre*, das Celan in unmittelbarer zeitliche Nähe zum *Schuttkahn* übersetzt hat, oder zu Trakl, Benn etc. wird dem Leser dann eine detaillierte Deutung des Gedichtes vorgestellt, wobei vor allem nach der europäischen Dimension dieses „uns zu Abend“ fahrenden Schuttkahns gefragt wird.

Aus den k.u.k.-Zeiten in die Gegenwart, in der die nördliche Bukowina ein Teil der Ukraine ist, führt der Aufsatz von **Aliona Yakobets**. Das Rumänische ist heute in der Ukraine mit mehr als 400.000 Sprechern nach dem Russischen die stärkste Minderheitensprache. Von der rumänischen Minderheitengruppe lebt fast die Hälfte in der Region Czernowitz, so dass hier das Rumänische sogar das bedeutendste Minderheitenidiom ist und damit auch die Frage nach seiner Stellung in den Schulen eine wichtige Rolle spielt. Basierend auf verschiedenen Umfragen sowie auch auf eigenen Erfahrungen der Autorin wird die aktuelle Situation des Rumänischen an den Schulen in der Region Czernowitz beleuchtet. Dabei gilt das Interesse u.a. Fragen der Einstellung zur Sprache und des entsprechenden Sprachbewusstseins bei Lehrern wie bei Schülern. Es zeigt sich, dass zwar einerseits Loyalität zum Rumänischen (und zwar nicht nur zur Sprache, sondern auch zur Kultur und Tradition) durchaus vorhanden ist, dass aber andererseits das Ukrainische als Staatssprache mit den entsprechenden Verwendungsbereichen im Schul- und später Berufsleben akzeptiert wird, so dass das Erlernen des Ukrainischen als unabdingbar erscheint. Das führt dann nicht zuletzt auch dazu, dass die Qualität des gesprochenen Rumänischen leidet, wozu nicht zuletzt sicherlich auch Probleme des Spannungsverhältnisses der Ausrichtung nach Rumänien oder nach Moldova, lateinisches oder kyrillisches Alphabet usw. beitragen.

Im abschließenden Beitrag macht sich **Jürgen Kristophson** Gedanken, die dem Leser von Eisenbahnfahrplänen kommen (können), und zeigt dabei auf, zu welch interessanten Ergebnissen eine solche Lektüre führen kann, zumal wenn man Fahrpläne aus den verschiedenen Zeiten (und damit auch der Zugehörigkeit der Bukowina zu unterschiedlichen politischen Einheiten) nebeneinander legt. Dabei muss man festhalten, dass die Bukowina und Czernowitz schon frühzeitig per Straße und Schiene mit den übrigen Teilen des Habsburger Reiches, aber nach Süden auch mit Iași verbunden war. Markant sind bei einer solchen komparativen Fahrplanlektüre natürlich die Toponyme: Die wichtigsten Bahnhofsnamen der Hauptstrecke werden verglichen in der Form des Kursbuches aus Habsburger Zeit und dann aus der Epoche der Zugehörigkeit zu Großrumänien, in der sich die Ortsnamen natürlich in ganz anderer Gestalt präsentieren. Dabei gibt es verschiedene Arten der Rumänisierung (Wechsel der Orthographie, Wechsel des namengebenden Ortes, echte Umbenennung). Aussagekräftig ist

der Vergleich mehrerer Fahrpläne (1914, 1939, 1944, 2006), der dann gemacht wird: Hier spiegeln Faktoren wie Häufigkeit der Verbindungen, Fahrtzeit, Pass- und Devisenvorschriften die jeweils aktuelle Ausrichtung der Region der Bukowina wider.

Es ist den Herausgebern eine überaus angenehme Pflicht, all denen Dank zu sagen, die zum Erscheinen dieses Bandes beigetragen haben. Dies betrifft natürlich in erster Linie die Referentinnen und Referenten der Tagung, die uns ihre Beiträge zur Publikation anvertraut haben. Dank sei aber auch Frau Gundel Große, M.A. für die Übersetzung und Korrektur verschiedener Aufsätze aus dem Rumänischen sowie Herrn Sören Scheidt, M.A. und Frau Bettina Badzura gesagt, die sich um die Erstellung der Druckvorlage verdient gemacht haben. Ein besonders herzlicher Dank geht zudem an die Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg und ihren Geschäftsführer, Herrn Dr. Eugen Christ, für die großzügige Förderung des Kolloquiums. Das Titelbild, das die Universität Czernowitz zeigt, verdanken wir Herrn Thomas Reck, Ex Oriente Lux Reisen, Berlin. Auch ihm ein herzliches Danke Schön.

Die Herausgeber